

Frontalunterricht



(Bild: Eike Walkenhorst)

Die Faszination für Naturwissenschaften kann in den Rausch kippen, wie die Figuren in «Maniac» vorexerzieren.

Der chinesische Kaiser Yao soll Zweitausend vor unserer Zeit das komplexeste aller Strategiespiele entwickelt haben, um die zerstörerischen sadistischen Triebe seines Erstgeborenen auf ein Brett kanalisieren zu vermögen. Es ist dermassen komplex, dass die Grossmeister des heute Go genannten Spiels in einen Eifer geraten, der seinesgleichen sucht, was die Niederlage gegen eine Maschine nachgerade als persönliche Kränkung erscheinen lässt. Die Architektur der Mathematik als das erste geniehafte Gehirn entschlüsseln zu vermögen und allein an Fragen schier zu verzweifeln, weshalb es unmöglich ist, eine Gewissheit darüber zu erlangen, dass Mathematik keine Widersprüche enthält, führt Forschende in eine Art Tunnelwelt von eindimensionaler Dringlichkeit. Genauso das Erkennen des theoretischen Potenzials des wissenschaftlich Denkbaren in Kombination mit der Raffinierung der praktischen Realisierung zum Beispiel der räumlich annähernd mikroskopischen Verdichtung bei zeitgleicher Maximalwirkung von Kernfusion als Waffe. Etwas weniger freundlich ausgedrückt, reißt der Roman «Maniac» von Benjamin Labatut zur Hauptsache drei Figuren aus der Geschichte in den Vorder-

grund, die einen regelrechten Wahn entwickelt hatten. Einen Machbarkeitswahn. Die Konsequenz, das Potenzial zum Missbrauch, das Verheerende einer tatsächlichen Anwendung ist in diesen Denkkonstrukten explizit ausgeschlossen. Calixto Bieito überführt den überhaupt nicht dramatischen Text in einprägsame Stimmungsbilder, in denen die Ahnung via eine Anlehnung an die Publikumserfahrung im Sehen eine Wirkung des allgemeinen Unwohlseins erzielt. Sowohl aus dem Grund, als die Komplexität der verhandelten Inhalte kaum überhaupt begreifbar ist, als auch der Zusammenhang der Forschungsinhalte nur mit Mühe als in eine klare Konklusion führend erkennbar wird. Weil es kaum Interaktion der Figuren untereinander gibt, besteht der Abend vornehmlich aus monologischem Frontalunterricht und schränkt die Schauspieler:innen darin ein, ihr gesamtes Darstellungsvermögen auszuspielen zu können. Parallelen wie eine spastische Verkrampfung in der Starrheit oder die geradezu zwingende Gefahr einer marionettenhaften Instrumentalisierung durch höherrmächtige Kräfte werden allein regieseitig hinzugefügt und entsprechend gekonnt umgesetzt. Die Bühne ähnelt der frühen expressionistisch hollywoodesken Filmästhetik von Science-Fiction bei Fritz Lang, was wiederum die Wirkung von Bedrohlichkeit als alleinige düstere Ahnung verstärkt, also auf ein Ohnmachtsgefühl abzielt. *froh.*

«Maniac», bis 26.6., Schauspielhaus, Zürich.

Hüftschwung

Niklaus Helbling reichert Carlo Goldonis Verwirrspiel unter Liebenden mit italienischen Gassenhauern an.

Der richtige Hüftschwung seis, der den Unterschied in der Kunst der Verführung ausmache, lehrt die Dienerin Smeraldina (Doris Schefer) ihre Herrin Clarice (Edith Kaupp Rivadeneira), wobei sie im Verlauf von «Der Diener zweier Herren» mehrfach insistieren muss und nur schwerlich durchdringt. Vergleichbar noch nicht ganz rund, will heissen glücksverheissend euphorisierend, kamen an der Premiere – die wetterbedingt ins Innere verlegt werden musste – die Gesangseinlagen daher, wobei die Aussicht auf ein Zugewinn an Lockerheit in den folgenden Aufführungen erkennbar besteht. Mit der Schnulzenbeigabe von «Piccola e fragile», «Nel Blu dipinto di Blu», «Ma che bella giornata» und weiteren unterstreicht die Regie von Niklaus Helbling die höchstens so Semi-Ernsthaftigkeit seines Ansatzes, den die karnevalesk-zirzensische Glitzerbühne von Alain Rappaport noch stützt. Das hellste Licht auf der Torte oder die Vorwegnahme der Publikumssicht auf diese kaprizierte Liebesturbulenz ist der Gastwirt Bigbella (Katharina von Bock), der sich aus dieser Klarsicht einen eigenen Vorteil zu verschaffen weiss. Truffaldino (Michael von Burg), der sich in exakt dieser Absicht in die Dienste

von zugleich Florindo (Axel-Julius Fündling) und Federigo alias verkleidete Beatrice (Miriam Wagner) begibt, würde an sich nur dem lange schon in den Kniekehlen hängenden Magen endlich ausreichend Futter zuführen wollen, muss sich aber arg lange gedulden und zuletzt die Eigeninitiative ergreifen. Weniger wie Mundraub als gefühlt den Speck durch den Mund gezogen erlebt Silvio (Manuel Bürgin) die Entscheidung Pantalones (Pit-Arne Pietz), seine Tochter Clarice dem angeblich doch nicht verstorbenen ersten Verlobten zur Frau geben zu müssen, was selbst den kleinsten, schwächlichsten und ängstlichsten Brautwerber über sich hinauswachsen lässt. Also zumindest im Gefühl und einmal gar im Gefecht. Die Verheutigung als Kommentar zu den erkennbar aus dem 18. Jahrhundert stammenden Geschlechterrollen glückt dieser Fassung in sorgsam platzierten Pointen, die wie das Timing klug eingebettet gewählt sind und sitzen. Wenn das Ensemble in den Folgevorstellungen auch noch Smeraldinas Ratschlag zu beherzigen versteht und Verve in die auslandende Emotionalität legt und vielleicht auch die Umgebungstemperatur ein Freiluftspektakel ermöglicht, steht einer Ferienvorfreude einer klischeebeladenen Italienbegeisterung nichts mehr im Weg. Wenn Nordlichter südliches Flair antizipieren wollen, benötigt das Anlauf. *froh.*

«Der Diener zweier Herren», 16.5., Gemeindehaussaal, Embrach. Tour: www.tkz.ch



(Bild: Toni Suter)